

Lea wünscht sich nichts mehr, als dass ihre Eltern sie lieben und beachten. Mit besonderen Leistungen und einer außergewöhnlichen Karriere will sie die ersehnte Aufmerksamkeit erzwingen.

Madame Duval setzt sich vorne auf den Stuhl und legt ihre Hände betont langsam auf dem Tisch ab.

„Sie haben großes Glück, gerade jetzt hier ein Praktikum zu absolvieren. Wie Sie ja wissen, wurde das Ziel der Zollunion bereits 1957 im Vertrag zur Gründung der EWG festgeschrieben. In Artikel 9 heißt es, dass die Grundlage der Gemeinschaft eine Zollunion ist, die sich auf den gesamten Warenaustausch erstreckt. Sie umfasst das Verbot, zwischen den Mitgliedstaaten Ein- und Ausfuhrzölle zu erheben, sowie die Einführung eines gemeinsamen Zolltarifs gegenüber dritten Ländern. Und nun stehen wir kurz davor, diese Vereinbarungen und Verträge abzuschließen.“

Ich kann es nicht fassen. Ich werde also, wenn auch nur für eine kurze Zeit, an diesen Abschlüssen mitarbeiten. Bei dem Gedanken gehen gleich mehrere Pferde in meinen Gefühlen mit mir durch. Ich muss meine ganze Energie aufwenden, nicht zu hüpfen oder zu kreischen. Mit flachem Atem folge ich Madame Duval, die sich erhoben hat und mir die Tür offenhält. Sie kennt offensichtlich alle Mitarbeiter des Bereiches und stellt mich als neue Praktikantin für die Sommerferien vor.

„Das war alles überwältigend“, sage ich zum Schluss. „Ich danke Ihnen für die ausführliche Führung und dass Sie mich überall vorgestellt haben. Ich freue mich schon sehr auf das Praktikum.“

Nachdem Madame Duval mir erklärt hat, wo die nächste Metrostation Richtung Gare Central ist, verabschiede ich mich tief luftholend, so gelassen wie möglich.

Hatte sich die Hinfahrt in die Länge gezogen, so vergeht die Heimfahrt wie im Fluge. Die vielen Eindrücke und Möglichkeiten halten meinen Kopf besetzt. In unserer Stadt angekommen, rufe ich Oma Gertrud an und berichte ihr kurz und knapp von den Ergebnissen des Tages.

„Du musst unbedingt morgen hier vorbeikommen und mir alles ganz genau erzählen“, sagt sie gespannt.

„Ist es Dir so gegen 18.00 Uhr recht?“, frage ich.

„Ja, dann gibt es Deine Lieblingspfannkuchen. Ich kann es kaum erwarten zu erfahren, was Du zu berichten hast. So wie Du Dich anhörst, muss es ja sehr gut gelaufen sein.“

Die Busfahrt vom Bahnhof nach Hause dauert dreißig Minuten. Ich sehe aus dem Fenster und schaue Löcher in die dunkle Landschaft. Der Bus hält und ein älterer Herr steigt aus. Jetzt sitzen neben mir noch zwei weitere Fahrgäste im Bus. Wieder sehe ich aus dem Fenster und erkenne nur wenige Lichter, die meinen Heimatort finsterner erscheinen lassen, als ich ihn in Erinnerung hatte. Hier ist Ruhe, in Brüssel tobt das Leben. Hier bin ich zu Hause und in Brüssel eine Fremde. Hier kann ich ankommen, in Brüssel werde ich wahrscheinlich nie ankommen. Die letzten hundert Meter drücke ich mich in den Sitz und kauere mich zusammen. Beim Aussteigen verabschiede ich mich von den beiden anderen Fahrgästen und dem Busfahrer, dessen Namen ich selbstverständlich kenne.

Zügig und in der Erwartung, meinen Eltern von den vielen Ereignissen zu berichten, gehe ich die dunkle Straße entlang, bis die Straßenlaterne ein schwaches Licht auf unser altes Haus wirft. Die Kirchturmuhre schlägt gerade 19.30 Uhr, doch kommt es mir vor, als sei es Mitternacht. Die vielen Lichter hatten Brüssel taghell erscheinen lassen. Im Haus ist es dunkel. Es wirkt verlassen. Nichts deutet darauf hin, dass jemand zu Hause auf mich wartet. Ich öffne die Tür, trete in den

leeren Flur und gehe weiter in die Küche. Als ich das Licht einschalte, erblicke einen Zettel auf dem Tisch. „Das Essen steht im Kühlschrank. Wir sind bei Gerda und Martin zum Kartenspielen. Warte nicht auf uns und schlaf schön. Mama.“

Obwohl ich meine Eltern kenne und mich längst an ihre Interessenlosigkeit gewöhnt haben sollte, bohrt sich auch jetzt wieder ein Dolch in mein Herz. Es fühlt sich gerade an, als habe ein Sturm mein mühsam erbautes Kartenhaus umgeweht. Nur Leere in meiner Brust. Selbst mein hungriger Magen schweigt. Langsam lasse ich mich auf den Stuhl nieder und schaue Löcher in die Luft. Mein Gehirn hat sich scheinbar verabschiedet. Das hilft. An nichts denken, einfach nichts fühlen. Irgendwann hebt sich mein Hintern vom Stuhl weg und mein Körper geht scheinbar ohne mein Zutun mechanisch die Treppe hoch in mein Zimmer. Er kennt den Weg, er will nur noch schlafen und vergessen. Ich falle aufs Bett und meine Arme werfen mir eine Decke über. Am nächsten Morgen ist alles wieder da. Das Gehirn, der Hunger, der Schmerz in der Brust, doch auch die Freude auf den Abend bei Oma Gertrud. Rasch spurte ich in den Keller. Nach der eiskalten morgendlichen Hallo-Wach-Aktion springe ich die Stufen hoch in mein Mansardenzimmer, ziehe mich an und laufe in die Küche.

„Da bist Du ja“, empfängt mich Mutter so, als sei alles in Ordnung, als habe ihre Abwesenheit an einem so wichtigen Tag wie gestern überhaupt keine Rolle gespielt, so als würde ich meinen ganzen Frust völlig überbewerten. Schließlich fragt sie mich tatsächlich: „Wie war es denn?“

„Wenn ich in den nächsten zehn Sekunden nichts Interessantes erzähle, ist die Frage vergessen“, denke ich voller Sarkasmus. Und deshalb fällt meine Antwort kurz und alles sagend aus. „Gut.“

„Und hat man Dir ein Praktikum dort angeboten?“

„Sie werden mir schreiben“, lüge ich und verschweige trotzig die Zusage.

Ich hatte recht, denn eine weitere Nachfrage bleibt aus. Ich trinke meinen selbstgemachten Kakao und esse die vier Scheiben Brot mit Wurst und Käse wie eine Verhungerte.

„Du hast heute früh ja den Appetit eines Maurers. Du willst doch nicht noch Brote mit in die Schule nehmen oder?“

„Doch, doch“, antworte ich. „Ich habe sie bereits in die Brotbox gesteckt. Bin übrigens heute Abend zum Essen bei Oma Gertrud. Du brauchst also für mich nicht zu kochen.“

Mit einem angedeuteten „Tschüüü“ verlasse ich die Küche und eile zum Bus.

Ute wartet bereits am Eingang des Schultors. Von Weitem habe ich sie schon ausgemacht und winke ihr zu, wie eine Ertrinkende nach einem Rettungsring.

„Da bist Du ja. Wie war´s. Erzähl mal.“

Jetzt kann ich endlich loslegen und berichte in allen Einzelheiten von den Ereignissen des vorigen Tages. Ich zögere das Ergebnis des Gespräches hinaus, so lange es geht, denn ich möchte Utes Spannung in mich aufsaugen.

„Und jetzt, wie seid ihr verblieben?“, will sie schließlich voller Ungeduld wissen.

„Stell Dir vor. Wenn ich meine Sache gut mache, kann ich insgesamt drei Praktika dort in verschiedenen Bereichen absolvieren. Mein erstes ist bereits im Juli und weißt Du auch wo?“ Noch bevor Ute nein sagen kann, beantworte ich meine eigene Frage: „In der Zollunion.“

„Wie Zollunion, was ist das?“, fragt sie interessiert nach. Ich freue mich über diese Frage, die ich ja nun auch dank Madame Duvals Beschreibung einigermaßen gut beantworten kann.

„Das müssen wir feiern“, sagt Ute aufgeregt. „Das ist ja der Wahnsinn! Lass uns am Wochenende etwas unternehmen.“

In Utes Gesicht steht ehrliche Begeisterung. Das geht jetzt runter wie Öl. Ich habe das Bedürfnis, mich revanchieren zu müssen, ihr etwas von diesem tollen Gefühl abzugeben.

„Hast Du schon die schriftliche Zusage von Lyonell International?“, frage ich ungeduldig.

„Nein leider noch nicht.“

„Aber die mündliche Zusage hast Du ja. Alles andere ist reine Formsache.“

Das mit meinem Vorstellungsgespräch bei der EWG hatte vorher schon die Runde gemacht. Man braucht es nur gewissen Leuten als vertraulich zu erzählen und kann sicher sein, dass es sich wie ein Lauffeuer verbreitet. So ist es nicht verwunderlich, dass sich einige nach dem Ergebnis bei mir erkundigen. Immer wieder erzähle ich von dem erfolgreichen Gespräch, sodass ich abends bei meiner Oma einen fertigen Vortrag abspulen kann.

„Ich wusste, dass Du es schaffst. Du bist aber auch ein Glückskind“, strahlt Oma Gertrud mich an und öffnet, wie sonst nur an besonderen Feiertagen, eine Flasche Limonade.

„Ich werde damit natürlich bei meinen Freundinnen angeben und es jedem erzählen, der es hören möchte oder nicht. Komm mal her und lass Dich fest drücken.“

Das ist es. Genau das hat mir gefehlt. Ich liebe Umarmungen. Sie stützen und tragen mich. Wohlige Wärme geht von meinem Magen aus und durchströmt bald meinen ganzen Körper. „Wie kann eine solche Frau nur eine so kaltherzige Tochter haben?“, frage ich mich, als Omas Arme sich um meine Schultern legen und sie mein Gesicht mit unzähligen Küssen übersät.

Meine Lieblingspfannkuchen mit reichlich Äpfeln, Zucker und Zimt sind ihr wieder hervorragend gelungen. Sie zergehen mir auf der Zunge. Wenn ich gedacht hatte, alles genauestens erzählt zu haben, so lüchelt Oma Gertrud mich selbst beim Essen immer noch mit der einen oder anderen Frage, sodass es mir vorkommt, noch einmal den gesamten Tag in allen Einzelheiten zu erleben.

„Die Pfannkuchen waren köstlich“, sage ich schließlich. „Mein Bauch fühlt sich an, als würde er gleich platzen.“

„Lass uns rüber auf die Couch setzen. Ich hole uns etwas Besonderes“, sagt Oma.

„Noch etwas Besonderes? Was soll denn jetzt noch kommen?“

Oma Gertrud geht in den Keller und ich nutze die Gelegenheit, den Tisch abzuräumen und mich etwas zu bewegen. Mit stolzer Mine kommt sie wieder ins Wohnzimmer.

„Diesen Rotwein hat Opa Erhard für besondere Anlässe aufbewahrt“, sagt sie konspirativ und trotzig. „Früher durfte nur er den Wein und die Gelegenheiten dazu auswählen. Jetzt bin ich Herrin auch über die noch verbliebenen Weine.“

„Wenn das mal gut geht“, denke ich. Doch ein Verweigern kommt nicht infrage. Dafür freut sich Oma zu sehr.

„Nur ein kleines Glas“, sagt sie und schüttet dennoch reichlich ein. Der Wein schmeckt tatsächlich köstlich.

Nach dem zweiten Gläschen fühle ich mich gelöst und erzähle Gertrud von Zénon.

„Manchmal glaube ich, meine Chance verpasst zu haben und nun niemanden mehr zu finden, für den ich so empfinden kann.“

Oma Gertrud schaut mich mitleidig und gleichwohl verständnisvoll an. „Du bist noch so jung. Glaube mir, es gibt nicht nur den Einen. Du wirst Dich immer wieder verlieben.“

„Aber es gibt doch nur die eine wahre Liebe“, sage ich schon ein wenig angeschwippt.

„Oh nein. Die Gesellschaft verlangt von uns Treue und die Kirche sogar, bis der Tod uns scheidet. Weil einfach nicht sein kann, was nicht sein darf. Tatsächlich gibt es Menschen, die sich ein ganzes Leben lang lieben und die Treue halten. Das finden wir alle großartig und nachahmenswert und das ist es auch. Doch wir Menschen entwickeln uns weiter und niemand kann vorhersagen, wo wir in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren stehen werden. Wenn wir als Paar im Gleichklang bleiben, ist die Chance groß, dass wir es schaffen. Wenn sich jedoch die Parameter bei dem einen oder anderen ändern, kann es sein, dass Menschen unterschiedliche Richtungen einschlagen. Das sind in der Regel lange Prozesse, denn, wie gesagt, ist es das Ziel aller Paare, möglichst ein ganzes Leben zusammen zu bleiben. Verblasst die Liebe zwischen Paaren oder stellt sich Unzufriedenheit ein, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass Menschen offen sind für neue Partnerschaften. Oder aber, sie treffen auf Menschen, die besser zu ihrem Lebensmuster passen. Auch wenn ein Partner stirbt, ist es durchaus möglich, wieder jemanden zu finden, den wir aus vollem Herzen lieben, ohne dass es die Liebe zu dem verstorbenen Partner schmälert. Richtig ist, dass wir immer wieder eine große Liebe und für uns ganz besondere Menschen treffen, die uns elektrisieren, wenn wir innerlich dazu bereit sind. Liebe ist immer intensiv und jedes Mal anders. Ich habe im Laufe meines langen Lebens eine Vielzahl unterschiedlicher Liebesformen kennengelernt. Leidenschaft, Intimität, Vertrauen, aber auch Trost und Sicherheit.“

Ich beuge mich interessiert vor und lege meine Hände auf die Knie. „Das musst Du mir erklären. Heißt das, dass man immer wieder Menschen kennenlernt, die man von Herzen lieben kann, so wie den Menschen, den man gerade verloren hat oder mit dem man zusammenlebt?“

„Ja, das kommt gar nicht mal so selten vor. Es kann sogar sein, dass man jemanden kennenlernt, für den man seinen Partner verlassen würde. Meist geschieht dies dann, wenn dieser Jemand Dich so berührt, dass sich ohne Dein Zutun und ohne dass Du Dich dagegen wehren kannst, tiefe Gefühle einstellen. Man sagt uns zwar, dass das nicht geschehen darf, doch es geschieht und niemand sagt uns, wie wir mit einer solchen Situation umgehen sollen. Sollen wir unserem Herzen folgen und unseren Partner verlassen oder betrügen? Oder stellen wir unseren Kopf über unser Herz? Doch auch dann, wenn die Vernunft gesiegt hat, bleibt die Liebe. Und dann gibt es noch die Liebe, die man gar nicht erst zulässt. Ich will versuchen, es Dir anhand eines Beispiels zu erklären.“

Du weißt doch, dass ich Paris sehr liebe und dass ich jede Gelegenheit nutze, diese wundervolle Stadt zu besuchen. Und gleich nach Opas Tod bin ich wohin gefahren? Nach Paris natürlich. Sie ist für mich die großartigste Stadt, die ich kenne. Doch weißt Du was? Obwohl sie das Größte für mich ist, wollte ich nicht dort leben. Mit dieser Stadt verbindet mich eine so intensive Liebe, die aber nicht ausreicht, unseren kleinen Ort zu verlassen, weil ich hier zu Hause bin, weil Ihr hier seid, weil meine Freunde hier leben.“

„Aber Du sehnst Dich doch nach Paris, oder?“

„Ja, das tue ich und freue mich, die Möglichkeit zu haben, diese Stadt immer zu besuchen. Würde mir das verwehrt sein, wäre ich wirklich unglücklich. Also besuche ich sie, so oft ich kann. Nur um sie zu sehen und komme dann mit einem unbeschreiblich zufriedenen Gefühl zurück.“

Liebe ist so etwas Wundervolles. Wenn Du sie findest, dann verschließe Dich nicht, sondern sieh sie Dir genau an.“

Ich wage es nicht, Oma Gertrud zu fragen, ob Sie denn neben Opa einen anderen Mann geliebt habe. Doch dieser Gedanke drängt sich mir geradezu auf, so geheimnisvoll sie gerade dreinschaut. Vor einigen Monaten hätte ich so etwas niemals in Erwägung gezogen, doch nun sehe ich sie in einem anderen Licht, einem, das heller, strahlender ist, das alles infrage stellt und alles möglich macht. Nach dem Tod meines Großvaters beobachte ich, wie sie aus ihrem engen Kokon schlüpft und sich zu einem bunten Schmetterling entfaltet, der mit seinen schillernden Farben die Welt um sich herum neu entdeckt. Bevor ich indiskret werde, beschließe ich, meinen Besuch bei ihr zu beenden.

„Danke für den schönen Abend, das tolle Essen und das aufschlussreiche Gespräch“, sage ich und möchte ihr einen Kuss auf die Wange geben. Doch sie kommt mir zuvor und schließt mich wieder fest in ihre Arme. So verweilen wir, und ich spüre, wie gut es mir tut.

Als ich zu Hause den Flur betrete, höre ich, wie Mutter telefoniert. Sie hat das Telefon an der langen Telefonschnur mit bis in die Küche genommen. Sie hört sich aufgebracht an.

„Ich weiß, das ist ganz furchtbar, aber ich konnte doch nicht ahnen. Jetzt mache mir nicht auch noch Vorwürfe. Das ist auch so alles schon schwer genug.“

„Über was oder wen unterhält sie sich da?“, denke ich und wittere eine geheimnisvolle Geschichte.

„Jetzt dränge mich nicht. Ich brauche Zeit. Vor allem muss ich das mit Richard absprechen. Wir hatten ja schließlich eine ganz klare Vereinbarung. Das ist alles nicht so einfach.“

Mit wem telefoniert sie da bloß? Das hört sich ja nach einer ziemlich großen Sache an.

Welche Vereinbarung hat sie mit meinem Vater? Ich lehne gegen die Flurwand, die mich stützt. Meine Hände sind schweißnass, mein Herz pocht so heftig, dass es in meinen Ohren dröhnt. Was hat sie gemacht? In diesem Augenblick öffnet sich die Küchentür. Mutters Gesicht erstarrt zu einer grauen Maske.

„Wie lange stehst Du schon hier?“

„Seit einer ganzen Weile? Mit wem hast Du da gerade telefoniert?“

„Es geht Dich zwar nichts an, aber mit Oma. Und mehr möchte ich dazu nicht sagen.“ Damit ist das Thema vom Tisch. Mutter stellt das Telefon wieder an seinen Platz und lässt mich alleine im Flur zurück.

Ich beschließe, sie nicht weiter zur Rede zu stellen und in mein Zimmer zu gehen. Die ganze Nacht liege ich wach und grüble, was vorgefallen sein muss. Ich male mir alle möglichen Szenarien aus und muss, nicht zuletzt wegen meines Alkoholpegels, eingeschlafen sein.

Am Morgen klingelt mich mein Wecker mit einem ohrenbetäubenden Lärm aus dem Schlaf. Ich fühle mich schrecklich. Mein Magen rebelliert und mein Kopf pocht. Ich muss mich ablenken, springe aus dem Bett und durchstöbere meine Tasche nach der Telefonnummer von Colette.

„Heute Abend werde ich sie anrufen und ihr von dem erfolgreichen Vorstellungsgespräch berichten“, denke ich und lege den Zettel auf meinen Nachttisch. Den ganzen Tag über bin ich unkonzentriert und muss immer wieder an das Telefonat meiner Mutter nachdenken. Irgendetwas Gravierendes stimmt nicht, das spüre ich. Resigniert und trotzig gebe ich den Gedanken auf und beschließe, ihn auf später zu vertagen.

Als ich am Abend nach Hause komme, ist der Zettel

verschwunden. Wie besessen spurte ich in die Küche. „Hast Du vielleicht den Zettel weggeworfen, der auf meinem Nachttisch lag?“, fauche ich völlig unangebracht meine Mutter an.

„Tut mir leid, ich habe keinen Zettel gesehen“, antwortet sie sichtlich empört.

Wieder renne ich hinauf, reiße die Bettwäsche auseinander, schaue, ob der Zettel vielleicht heruntergefallen ist und finde ihn schließlich unter dem Bett. „Ich habe ihn gefunden“, rufe ich erleichtert in den Flur. „Entschuldige. Ich muss mal kurz telefonieren.“

Gleich nach dem dritten Klingeln höre ich Colettes Stimme.

„Swaron, hallo“.

„Ich bin’s, Lea Reuter. Wir haben uns doch vor“ Noch bevor ich weitersprechen kann, unterbricht sie mich.

„Aber ja. Wie war Dein Gespräch?“

„Es war großartig“, sage ich und erzähle ihr detailreich, was geschehen ist, seit wir uns in Brüssel getrennt haben.

„Stell Dir vor. Ich werde schon im Juli ein vierwöchiges Praktikum bei der Zollunion absolvieren. Ich bin völlig aus dem Häuschen.“

Ich höre, wie Colette erleichtert, tief einatmet.

„Das ist ja tatsächlich wunderbar“, haucht sie in den Hörer.

„Weißt Du schon, wo Du wohnen wirst?“

„Ich kann mir kein Hotel oder eine Pension erlauben, werde ein Zugticket kaufen und jeden Tag nach Brüssel fahren. Das ist zwar furchtbar aufwendig, aber es ist preiswerter.“

„Also, wenn Du möchtest, kannst Du die vier Wochen bei uns wohnen und essen. Du müsstest mir dann allerdings etwas

zum Haushaltsgeld dazu geben. Aber da kommen wir sicher klar. Was meinst Du?“

Damit habe ich nun wirklich nicht gerechnet und bin sprachlos.

„Bist Du noch da?“, fragt Colette.

„Ja. Ich bin nur total überrascht von Deinem Angebot. Das ist natürlich unglaublich lieb, aber meine Eltern müssen einverstanden sein.“

„Sprich mit ihnen und dann rufe mich einfach an. OK?“

„Das ist total OK“, sage ich. Vielen Dank für Dein tolles Angebot. Ich melde mich bei Dir. Einen schönen Abend noch und bis bald.“

Ich lege den Hörer auf und lasse mich auf die Telefonbank sinken. Nach einer Weile kommt Mutter in den Flur.

„Was ist los?“

„Ich hatte in Brüssel eine Frau am Gare Central kennengelernt. Sie ist Chef-Hostess und organisiert Führungen, Reiseleitungen, Veranstaltungen und viele Events. Sie hatte mich vom Bahnhof bis zum Grand Place begleitet und mich zu einem Kaffee eingeladen.“

„Wieso lädt Dich eine wildfremde Frau zum Kaffee ein?“ Die Gesichtszüge meiner Mutter ziehen sich zusammen und blankes Misstrauen, ja Angst schlagen mir entgegen.

„Sie ist einfach nett“, antworte ich. Keine Sekunde zweifle ich daran, dass Colette eine nette Person ist.

„Sie hat mir angeboten, während der vier Praktikumswochen bei ihr zu wohnen. Erlaubt Ihr das?“

„Lass mich darüber nachdenken und mit Vater sprechen. Dann sehen wir weiter. Mir kommt das merkwürdig vor.“

Enttäuscht lasse ich meine Schultern hängen.

„Würde es Dich beruhigen, wenn Du sie kennenlernen würdest? Ich könnte jeden Tag mindestens vier Stunden Fahrzeit sparen und brauchte nur etwas zum Haushaltsgeld dazu geben.“

Mutter hebt ihre Hand und wehrt eine rasche Aussage ab. „Das kommt jetzt alles sehr plötzlich. Wie gesagt, ich muss mit Vater sprechen.“

Immerhin sagt sie nicht gleich nein. In den nächsten Tagen gibt es heiße Diskussionen zwischen meinen Eltern, die in einer endgültigen Absage münden. Ich fühle mich geschlagen, denn die Argumente sind nicht abwegig. Ich kenne Colette wirklich nicht gut genug, um dir nichts, mir nichts bei ihr zu wohnen. Also rufe ich sie am Abend an und erkläre ihr die Situation.

„Das kann ich durchaus verstehen“, sagt Colette. „Aber vielleicht sehen wir uns ja doch irgendwann noch einmal. Du hast ja meine Telefonnummer und kannst immer hier anrufen.“

Ich bin Colette so dankbar.

Am nächsten Abend wartet Mutter bereits mit einem Brief auf mich. „Du hast Post aus Brüssel bekommen“, ruft sie mir entgegen.

„Wie, jetzt schon? Das ging ja dann schnell.“ Rasch öffne ich den Brief und lese:

„Mademoiselle Reuter,

wir danken Ihnen für Ihre Vorstellung in unserem Hause und freuen uns, Ihnen heute schriftlich mitzuteilen, dass wir Ihnen für die Zeit von

Montag, dem 03.07.1967 bis Freitag, dem 28.07.1967

ein Praktikum im Bereich der Zollunion anbieten. Das dürfte in Ihre

Schulferien passen.

Für unsere Praktikanten und Mitarbeiter in der Probezeit stellen wir Zimmer im Hotel Grand Duc, Rue de Trèves 45 zur Verfügung. Das Zimmer verfügt über ein Bad und ist mit Kaffeemaschine und Kühlschrank ausgestattet. Während der Dauer ihres Praktikums essen Sie auf Wunsch für einen symbolischen Preis von fünf Franken pro Tag in unserer Kantine. Sollten Sie sich dafür entscheiden, bitten wir um vorherige Benachrichtigung, damit wir sowohl das Hotelzimmer für Sie reservieren, als auch einen Kantinenausweis auf Ihren Namen ausstellen lassen.

Wir freuen uns auf eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Mit freundlichen Grüßen

Michèle Duval“

Mir fällt ein riesengroßer Stein vom Herzen und meine Beine zittern. „Ist das nicht großartig?“, rufe ich meiner Mutter entgegen?

„Siehst du: Wenn Du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her“, sagt sie mit freudiger Stimme. Dennoch wirken ihre Augen erstaunlich besorgt. Ich kann mich nicht erinnern, sie so schon einmal erlebt zu haben. Sie scheint gleichermaßen erfreut und bedrückt.

„Komm mal her“, sagt sie schließlich und drückt mich fest an sich. Wieder so eine Gefühlsexplosion und das so kurz hintereinander.

„Hat es doch einen Sinneswandel gegeben oder ist es ihr schlechtes Gewissen wegen des Telefonats?“, frage ich mich und lasse den Gedanken gleich wieder fallen. Zu schön ist es, in ihren Armen zu verweilen.

„Ich kann es kaum erwarten, dass Vater nach Hause kommt. Er

wird staunen“, sage ich.

Jetzt streckt sie in gewohnter Weise ihren Rücken, hebt ihr Kinn und drückt mich sanft, aber bestimmt zurück.

„Ja, das wird er“, sagt sie und geht an mir vorbei in die Küche.

Die Wochen ziehen ins Land und bringen mich Stück für Stück näher an den ersten Praktikumstag.

Am Abend vorher bereite ich alles vor, packe meinen Koffer und nehme zur Sicherheit meine Bewerbung noch einmal mit. Zum Schluss lege ich meine Geldbörse mit dem Notgroschen und mein Zugticket bereit. Als ich überlege, was ich anziehen werde, kommt Mutter ins Zimmer und übergibt mir 1.500 Franken.

„Du brauchst ein wenig Geld für die nächsten vier Wochen. Gib nicht alles auf einmal aus, aber bringe auch nichts mehr davon zurück. Es soll Dir gut gehen.“

Ich reiße meine Augen auf und sehe Mutter mit offenem Mund an. So viel Geld habe ich noch nie besessen.

„Aber das ist doch viel zu viel“, sage ich.

„Vier Wochen sind lang. Du brauchst ja alleine 150 Franken für die Kantinenkarte.“ Jetzt muss ich sie umarmen.

„Danke, damit habe ich nicht gerechnet“, sage ich gerührt und diesmal lässt sie meine Umarmung zu.

Am nächsten Morgen bin ich schon um vier Uhr auf den Beinen. Diesmal sitzen Vater und Mutter mit mir am Frühstückstisch. Das ist ungewohnt, irritierend und gibt mir das Gefühl, dass dieser Abschied tatsächlich etwas Besonderes für sie ist. Als ich das Haus verlasse, sehe ich, wie Oma Gertrud schnellen Schrittes auf uns zukommt. Sie nimmt mich in den Arm, drückt mir einen dicken Kuss auf die

Wange und segnet mich. Ich kann mit einem Segen nicht wirklich etwas anfangen. Aber es rührt mich und erfüllt mich in diesem Augenblick mit einem unglaublichen Gefühl der Dankbarkeit, zu wissen, dass es ihr so wichtig ist, ihren letzten Joker, ihren Segen aus dem Ärmel zu ziehen. Sie beißt ihre Zähne zusammen und schaut mich an, als würde ich zu einem Blauhelmeinsatz aufbrechen.

„Pass gut auf Dich auf. Du wirst das schaffen, das weiß ich.“

Um Punkt 06.00 Uhr sitze ich im Zug nach Brüssel, bin rechtzeitig um 08.00 Uhr an der Rezeption und lasse mich bei Monsieur Lagarde anmelden.

„Stellen Sie Ihren Koffer hier hin“, sagt die freundliche Rezeptionistin und weist mir einen Platz zu. „Er wird später abgeholt und ins Hotel Grand Duc gebracht. Rasch schaue ich noch einmal nach, ob mein Name und meine Heimatanschrift auf meinem Kofferranhänger deutlich lesbar sind. Dann stelle ich ihn ab. Nach einer Weile erscheint wieder Josef van Kampe, der sich noch einmal mit seinem vollständigen Namen bei mir vorstellt, so als hätte er mich noch nie in seinem Leben gesehen. Er wirkt hektisch und gibt mir das Gefühl, ihn bei irgendetwas Wichtigem unterbrochen zu haben oder so, als müsse er noch hunderte Besucher heute zu ihren Gesprächspartnern bringen. Doch diesmal lasse ich mich von seinem Laufschrift nicht beeinflussen, denn ich bin ja à temps. Also nehme ich zügig, aber nicht überstürzt meinen Mantel und meine Tasche und folge Josef. Er wartet pas amusé mit leicht hochgezogenen Augenbrauen und abfallenden Augenlidern am Aufzug und schaut mich oberlehrerhaft an. Und um sein Unbehagen ein weiteres Mal zu unterstreichen, wischt er die Manschette an seinem linken Handgelenk hoch, um demonstrativ auf die Uhr zu sehen. Unbeeindruckt steige ich in den Aufzug und überlasse es Josef, das zweite Stockwerk zu wählen.

Als er so vor mir steht, überfällt mich Mitleid. Ich hätte so nicht denken sollen. Bei den vielen Leuten, die er tagtäglich abholen und zu irgendwelchen Büros begleiten muss, hat er sich einfach nicht mehr an mich erinnert. Doch da ist er wieder, der kleine Teufel auf meiner Schulter, der mein Mitgefühl so nicht stehen lassen will und mir zuflüstert. „Sei's drum. Josef scheint nicht der hellste Stern am Himmel zu sein.“

Er führt mich in ein leeres Büro im Bereich der Zollunion, wo weitere drei Praktikanten warten. Zusammen geleitet uns Josef nun zwei Stockwerke höher in ein überdimensioniertes Besprechungszimmer. Wir vier scheinen verloren in dem großen Raum, der mir Ehrfurcht einhaucht. Die Tür öffnet sich und gefühlte zehn weitere Personen treten ein. Niemand traut sich, den anderen anzusprechen. Alle scheinen genau wie ich, beeindruckt und eingeschüchtert von der luxuriösen Ausstattung.

Schwungvoll tritt Madame Duval in ihrem flaschengrünen Kostüm mit zitronengelber Bluse in den Raum, stellt sich an das eine Tischende und bittet uns, Platz zu nehmen. Ihr offener Blick zeigt mir, dass sie sich freut, uns zu sehen.

„Das sind typische Farben für Rothaarige“, denke ich, doch Madame Duval unterbricht meine Gedanken.

Ohne sich an Nebensächlichkeiten aufzuhalten, begrüßt sie uns und bittet darum, dass jeder sich mit drei kurzen Sätzen vorstellt. Vor Aufregung höre ich nur oberflächlich zu und bestaune stattdessen meine Umgebung. Wieder öffnet sich die Tür und zwei weitere Damen betreten den Raum. In ihren blauen Kleidern und grün-weiß-roten Schmucktüchern sehen sie aus wie Stewardessen einer italienischen Fluggesellschaft. Sie nehmen neben Madame Duval Platz, die daraufhin das Wort ergreift:

„Guten Tag meine Damen und Herren,

heute ist für Sie alle der erste Praktikumstag. Jeder und jede von Ihnen hat sich für dieses Praktikum qualifiziert und ist grob über das informiert, was Sie hier erwartet. Sie alle haben sich bereit erklärt, im Laufe der nächsten zwölf Monate diverse Bereiche der EWG kennenzulernen.

Sie erhalten einen individuellen Plan, in dem die Abfolge Ihrer einzelnen Praktika sowohl zeitlich als auch inhaltlich beschrieben ist. Während der ersten Woche werden Sie alle gemeinsam in die wichtigsten Regeln dieses Hauses eingewiesen, die ausnahmslos zu beachten sind.

Ich stelle Ihnen nun Madame Parmentier und Madame van Houten vor.“

Beide Damen stehen auf, stellen sich selbst noch einmal vor und Madame Parmentier beginnt mit ihrem Vortrag:

„Auch Madame van Houten und ich begrüßen sie sehr herzlich. Wir sind in dieser Woche ihre Guides und Mentorinnen. Sie werden ausführlich über Fragen der Organisation, der Hausordnung, der Arbeitssicherheit, der Vertraulichkeit und über die Struktur der EWG informiert. Insbesondere werden Sie registriert und erhalten einen Besucherausweis, für den ein Foto von Ihnen erstellt wird. Diesen Ausweis bewahren Sie bitte sorgsam auf und tragen ihn ständig bei sich. Sollte er verlorengehen, sind Sie angewiesen, umgehend das Sicherheitspersonal zu benachrichtigen. Im Übrigen werden Sie auch alles über die Modalitäten diesbezüglich erfahren. Am Ende der Einweisung übergeben wir Ihnen eine schriftliche Zusammenfassung, damit Sie im Zweifelsfalle immer dort nachschlagen können. Außerdem werden Sie ihre Unterkunft kennenlernen, einen Plan mit U-Bahn- und Busverbindungen, Kantinenausweise und vieles mehr erhalten. Am Montag der nächsten Woche werden Sie auf die einzelnen Bereiche verteilt und dort spezifisch eingewiesen.

Wir freuen uns sehr, dass Sie sich für die Europäische Idee interessieren. Wir brauchen Menschen mit Idealismus, Energie und Durchhaltevermögen, damit wir gemeinsam unsere Europäische Zukunft gestalten. Sie machen heute den ersten Schritt in eine aufregende Zeit. Lassen Sie sich begeistern und bringen Sie sich so ein, dass möglichst viele von Ihnen am Ende Mitarbeiter, Mitgestalter und Visionäre dieser Institution werden.“

Ja, ich lasse mich begeistern. Ich bin überzeugt, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Wie gebannt hänge ich an Madame Parmentiers Lippen. Ich könnte ihr noch weiter zuhören. Doch sie übergibt an ihre Kollegin Madame van Houten.

„Als Erstes werde ich Ihnen nun Ihre Unterkunft zeigen. Draußen wartet ein Bus auf uns, der uns ins Hotel Grand Duc fährt. Ihre Koffer wurden bereits in den Bus geladen. Ich händige nun jedem von Ihnen einen vorläufigen Besucherausweis aus, den Sie bitte an Ihrer Jacke oder Ihrem Mantel befestigen.“

Nie hätte ich gedacht, dass die Formalitäten und Einweisungen tatsächlich eine ganze Woche in Anspruch nehmen würden.

Obwohl die Zeit vollständig ausgefüllt und aufschlussreich war, kann ich es kaum erwarten, mich den eigentlichen Aufgaben widmen zu können.

Endlich sitze ich ungeduldig in Monsieur Lagardes Büro und freue mich, als er den Raum betritt. Ich muss an mich halten, ihn nicht gleich zu fragen, welche Bäume ich als Erstes ausreißen soll. Stattdessen kommt er ruhig und mit einem freundlichen Lächeln auf mich zu.

„So, da sind Sie ja. Wir freuen uns alle sehr, dass Sie ein Praktikum bei uns absolvieren. Sie haben eine sehr

interessante Zeit gewählt, denn die abschließenden Arbeiten und Abkommen zum Inkrafttreten der Zollunion stehen kurz bevor. Sie werden im nächsten Jahr abgeschlossen sein.“

In mir tobt die reine Freude, doch ich will Monsieur Lagarde nicht unterbrechen. Sicherlich hat er noch eine Menge interessanter und fundamentaler Dinge zu sagen, und schließlich muss er mir ja nun eine wichtige Aufgabe übertragen.

„Zu Beginn“, höre ich ihn sagen, „lesen Sie sich erst einmal in das Thema Abschaffung von Handelszöllen zwischen den Mitgliedsstaaten ein. Alle Unterlagen finden Sie in diesen Büros und in unserem Archiv. Dort wird man Ihnen weiterhelfen, wenn Sie Fragen haben.“

In diesem Augenblick betritt eine jungenhaft wirkende, zierliche Mittzwanzigerin mit pechschwarzem Kurzhaarschnitt den Raum.

„Das trifft sich gut“, sagt Monsieur Lagarde. „Das ist Annette Flick. Annette kommt aus Deutschland und arbeitet schon seit einigen Monaten hier bei uns. Sie ist ihre Mentorin für die nächsten drei Wochen. Sie wird Sie begleiten und unterstützen.“

„Das ist Mademoiselle Lea Reuter, von der ich Ihnen erzählt habe.“

Annette Flick kommt mit festem Schritt auf mich zu. Ihre Augen strahlen vor Freude. Dabei graben sich ihre Wangengrübchen tief ein.

„Freut mich, Sie kennenzulernen.“ Sie schüttelt mir die Hand und mit der anderen nimmt sie meine Tasche, die am Boden steht.

„Wenn Sie fertig sind, nehme ich Mademoiselle Reuter gleich mit zu ihrem Arbeitsplatz.“

„Sie hält sich nicht lange mit Nebensächlichkeiten auf“, denke ich.

Monsieur Lagarde scheint alles losgeworden zu sein, denn er steht auf und verabschiedet mich: „Ich wünsche Ihnen eine gute und vor allem interessante Zeit bei uns.“

„So, dann gehen wir mal in mein Büro“, sagt Annette. „Das wird für die nächsten drei Wochen auch Ihr Büro sein. Wir sind also Zimmernachbarinnen.“

Fast lautlos gehen wir über die wertvollen Teppichböden den Flur entlang. Wenige Zimmer weiter öffnet Annette schwungvoll einen Büroraum mit zwei Schreibtischen.

„Das ist mein Reich“, sagt sie stolz. „Seien Sie willkommen!“

Sie schließt die Tür, öffnet eine Schrankattrappe, hinter der sich eine kleine Einbauküche befindet und holt einen Kaffee für uns beide.

„Hier in diesem Büro nennen Sie mich bitte Annette. Da draußen bin ich Madame Flick“, sagt sie und stellt mir den frisch aufgebrühten Kaffee auf den Tisch.

Annette ist mir sympathisch, und ich habe das Gefühl, dass wir gut miteinander auskommen werden. Endlich beginne ich mein Praktikum. Nicht mit einer wichtigen Aufgabe, sondern damit, mir einen Überblick über die bisherigen Arbeiten, Vorlagen, Anträge, Einwände, Vorschläge und Änderungswünsche zu verschaffen, die alleine das Verbot, zwischen den Mitgliedstaaten Ein- und Ausfuhrzölle zu erheben, betreffen.

Die Tage fliegen so rasch an mir vorbei, dass ich kaum glauben kann, nun bereits in der dritten Woche hier zu sein.

„Am Freitag treffen wir uns nach Büroschluss im Cartoon. Das ist eine Kneipe, nicht weit von hier. Wir trinken zum Wochenabschluss dort meistens ein Bier. Hast Du Lust mit zu kommen?“, fragt Annette.

„Das ist lieb von Dir. Aber am Freitag ist mein Praktikum hier zu Ende und ich fahre nachmittags nach Hause“, sage ich. „Aber wenn Du heute oder morgen abends Zeit hast, wäre das klasse.“

Annette überlegt. „Heute würde passen.“

Um 18.00 Uhr räumen wir unsere Schreibtische auf und verlassen das Berlaymontgebäude.

„Ich kenne eine kleine Brasserie, in der man preiswert und gut essen kann“, sagt sie beim Hinausgehen.

Nieselregen hat eingesetzt und ich bewege mich in einer wie auf Schienen laufenden Menschenmasse dicht hinter Annette, die zügig vorangeht, bis sie in die U-Bahn-Station hinuntersteigt. Wir fahren bis zur Stadtmitte, verlassen die U-Bahn und gehen zu Fuß zur Rue Du Vieux Marché aux Grains. Der Regen ist stärker geworden und ich halte meinen Blick auf die Straße. Dabei achte ich darauf, Annette nicht aus den Augen zu verlieren.

„Da sind wir“, sagt sie plötzlich und hält mir die Tür zu einem sehr unscheinbaren, kleinen Bistro auf. Die wenigen Tische sind frei, doch an der Theke haben biertrinkende Feierabendler eine Dreierreihe gebildet. Es herrscht eine gelöste Atmosphäre. Die Luft ist mit Zigarettenrauch geschwängert. Annette und ich setzen uns an einen der freien Tische etwas abseits an einem kleinen Fenster. Dort hat man einen freien Blick auf das Flämische Kulturzentrum de Markten.

Noch bevor ich Wünsche äußern kann und ohne mich zu fragen, bestellt Annette wie selbstverständlich zwei Stella Artois.

„So, jetzt erzähl mal, wie ist Dein Eindruck nach diesen Wochen bei der Zollunion.“

„Es ist anders, als ich es mir vorgestellt habe“, sage ich ehrlich. „Und ich habe ja erst einmal nur eine Nase voll darüber erfahren.“

„Was hattest Du denn erwartet?“, möchte Annette wissen.

„Ich hatte mir vorgestellt, dass die Länder ein gemeinsames Interesse an einer großen Sache haben. Dass sie Themen formulieren und dass es nach einigen Diskussionen, Vorschlägen und Änderungen zu entsprechenden Verträgen kommt. Doch alleine das Thema Abschaffung von Handelszöllen zwischen den Mitgliedsstaaten füllt ganze Schrankwände und Archive. Jedes der sechs Länder hat eigene, sehr egoistische Vorstellungen, Ansprüche und Forderungen. Ich habe das Gefühl, dass es den einzelnen Staaten nicht in erster Linie um eine gemeinschaftliche große Sache geht, sondern eher darum, möglichst viel von einem großen Kuchen abzubekommen. Natürlich spielen auch marktwirtschaftlichen Aspekte, Ausgleichszahlungen, Überbrückungssubventionen und soweit mit hinein. Aber wenn jeder nur auf sein eigenes Wohl bedacht ist und nur eigene Interessen vertritt, wie soll das funktionieren? Und das erst recht, wenn noch weitere Länder sich der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft anschließen werden. Kurzum, ich hatte mir das einfacher vorgestellt und möchte nicht wissen, wie kontrovers schwierigere Themen behandelt werden.“

Annette schaut mich verduzt, ja ungläubig an.

„Du hängst Dich ja tatsächlich voll da rein. Ich mache mir nicht so einen Kopf. Vielleicht müsste ich auch mal alles lesen. Wir sind vor fünf Jahren hierher gezogen. Mein Vater arbeitet bei der NATO und ich habe hier die Liebe meines Lebens gefunden. Jetzt arbeite ich seit drei Monaten im Berlaymont. Anfangs habe ich noch versucht, alles zu verstehen und habe mich aufgeregt, aber weißt Du was? Ich kümmerge mich einfach um das Tagesgeschäft und lasse alles laufen.“

Ich fühle mich als Puzzleteil in einem für mich unüberschaubar großen Gesamtbild. Du wirst Dir auch noch die Hörner abstoßen oder glaubst du, Du kannst hier irgendetwas verändern?“

„Ich bin jetzt erst ein paar Wochen hier und weiß im Grunde gar nichts. Mein Gefühl kam über das Lesen der Berichte und der Arbeiten. Aber ich denke, nichts tun ist keine Option. Hier geht es doch um eine wirklich großartige Sache. Dafür muss man sich doch interessieren.“

„Ich habe jedenfalls keine Lust mehr auf das Gehacke und das Intrigenspiel hinter den Kulissen“, sagt Annette genervt.

Jetzt horche ich auf. „Was genau meinst Du mit Intrigen und Gehacke?“

„Wenn man hier weiterkommen möchte, ist es wichtig, Netzwerke, private Beziehungen, Klüngeleien und Bettgeschichten zu kennen. Man muss wissen, wer es mit wem kann und macht und mit wem nicht. Es ist unerlässlich, die Schwächen und Stärken seiner Kollegen und Kontrahenten innerhalb des Bereiches, aber auch außerhalb zu kennen. Wissen ist Macht!“, sagt sie und hebt dabei ihr Kinn leicht an. Sie scheint stolz darauf zu sein, vieles zu wissen, und ich möchte mehr erfahren. Also kommt Madame Pauline und ihr Rhetorikunterricht mir wieder zugute. Es war genau richtig, das Thema zu wechseln, denn nun verrät Annette mir einige der vielen kleinen Interna aus ihrer erst kurzen Zeit, die mich aufhorchen lassen. Ich schaue nicht auf die Uhr und lasse mir alle Zeit, die vielen Indiskretionen aus Annette heraus zu kitzeln.

„Was erzählt man denn über Monsieur Claudius?“

„Wieso gerade Monsieur Claudius?“, fragt Annette und kneift ihre Augen zu, als werde sie gerade Zeugin einer neuen Klatschgeschichte.

„Ich kenne außer ihn kaum jemanden, deshalb“, antworte ich und bemühe mich, möglichst belanglos zu klingen. Annettes Aufhorchen legt sich.

„Von dem weiß man nicht viel. Er ist ja noch sehr jung. Soll über Beziehungen den Job bekommen haben und Nachfolger seines Vorgesetzten werden. Der geht in zwei Jahren in Rente.“

„Über welche Beziehungen ist er hierher gekommen?“, frage ich nach.

Annette hebt ihre Schultern, verzieht ihre Mundwinkel nach unten und antwortet nachdenklich: „Keine Ahnung.“

Weitere Fragen verkneife ich mir, denn ich soll ja belanglos klingen. Ich sehe diesen Abend als Teil meines Praktikums. Ich erfahre viel Zweifelhaftes, aber auch vielleicht die eine oder andere Wahrheit. Nach einem anspruchslosen Essen und drei Stella Artois macht Annette die Grätsche.

„Ich muss jetzt ins Bett“, sagt sie.

Auch ich freue mich auf Ruhe und eine Mütze Schlaf. „Das war ein sehr interessanter Abend und ich danke Dir für die Infos. Ich werde also aufpassen.“

Annette verdunkelt ihre Miene. Ihre ernsten, zugekniffenen Augen fühlen sich wie eine Drohung an: „Und das Gespräch bleibt unter uns.“

„Selbstverständlich bleibt das unter uns“, antworte ich wie aus der Flinte geschossen. „Ich bin froh, jemanden zu kennen, der mir die Stolpersteine und die Hintertüren zeigt.“

Einige Stunden später liege ich in meinem Eisengitterbett und schaue auf die weiße Wand, auf der die Leuchtreklame des gegenüberliegenden Bistros Blitzgewitter wirft. Eine leichte Wehmut liegt auf meiner Brust, denn ich weiß jetzt, dass ich

zu blauäugig und naiv an die Sache herangegangen bin. Ich musste bereits nach wenigen Tagen feststellen, dass sich alles viel langsamer entwickeln wird, als ich es mir in meinem kleinen, idealistischen Hirn vorgestellt hatte. Diese ersten Praktikumswochen haben mir klar gemacht, wie wichtig genaue Informationen, Diplomatie und Taktik, aber auch Einfühlungsvermögen und Toleranz für das Gelingen dieser gemeinsamen Idee sind und dass jeder Mensch in diesem tollen neuen Berlaymontgebäude ungeachtet seiner Person oder seiner Position nur ein Mensch ist.

Heute, an meinem letzten Praktikumstag scheint die Sonne. Auf dem Weg zum Aufzug sehe ich plötzlich Monsieur Claudius. Ich freue mich so sehr, dass ich an mich halten muss, nicht hochzuspringen, um ihm zuzuwinken. Mein Herz schlägt Purzelbäume und mein Blutdruck pocht wie kurz vor einer Explosion. Im letzten Augenblick erkennt er mich, verlässt seinen Weg und dreht in meine Richtung. Ich spüre, wie mein Blut sich wie verrückt durch meine Halsschlagadern pumpt.

Mit einem freudigen: „Da sind Sie ja“, begrüßt er mich. „Ich hätte Sie später angerufen. Heute ist doch ihr letzter Tag oder?“

Ich hole tief Luft, um meine Aufregung zu verdrängen, doch ich bin sicher, unnatürlich übertrieben zu grinsen.

„Da ist er, Alain“, erfreut sich mein Herz.

„Ja, heute ist mein vorerst letzter Tag“, sage ich schließlich. Der Aufzug öffnet sich und Menschenmassen strömen heraus, um neuen Fahrgästen Platz zu machen. Menschen rempeln mich beim Vorbeieilen an und verschwinden im Aufzug. „Wenn ich jetzt nicht einsteige“, denke ich, „komme ich zu spät.“

Alain bemerkt, dass keine Zeit mehr für ein Schwätzchen bleibt.

„Kommen Sie doch heute gegen 11.00 Uhr in mein Büro.“

Ich möchte mehr über dieses erste Praktikum von Ihnen erfahren“, sagt er, noch bevor sich die Aufzugtür schließt.

„Jetzt müsste es einen Zeitraffer geben“, denke ich, während ich auf unser Büro zusteuere. „Wie werde ich diese drei Stunden nur überstehen?“ Annette unterbricht meine Gedanken.

„Guten Morgen. Heute ist Dein letzter Tag. Ich muss jetzt gleich als Simultanübersetzerin einspringen. Stell Deine Tasche ab und komm mit.“

Noch ehe ich mich versehe, sind wir schon auf dem Weg.

Ungeduldig frage ich: „Wie lange wird Deine Arbeit dauern?“

„Das weiß ich nicht genau. Vorgesehen ist eine knappe Stunde. Aber daraus können auch mal schnell zwei oder drei Stunden werden“, sagt sie, während ich zusammenzucke. Ich weiß, dass nichts auf der ganzen Welt mich davon abhalten wird, um 11.00 Uhr bei Monsieur Claudius zu sein. Deshalb warne ich Annette:

„Um 11.00 Uhr muss ich bei DG HR sein. Kann ich rechtzeitig gehen?“

„Aber natürlich, Du kannst immer gehen. Wir werden alleine in der Kabine sitzen. Es ist in Ordnung, wenn Du vorsichtig rausgehst. Mich darfst Du allerdings auf keinen Fall stören.“

Ich habe in meiner Aufregung nicht darauf geachtet, in welchem Stockwerk wir uns befinden und welche Flure wir genommen haben. Doch plötzlich öffnet Annette eine der vielen Türen, die in geräumige Kabinen führen, über deren Fensterfront man in einen riesigen Sitzungssaal schaut.

„Das hier ist die Kabine, die mir heute zugeteilt wurde. Ich werde simultan Französisch/Deutsch übersetzen. Du darfst mich auf gar keinen Fall stören oder ablenken. Setz Dich

einfach hier hin, schau zu und lerne.“

Während sich der große Sitzungssaal füllt, liest Annette sich in das Thema ein, geht die Teilnehmerlisten durch, macht Notizen, holt noch die eine oder andere Information per Telefon ein und schließt nun die Augen. Ich wage es nicht, sie anzusprechen. Sie bereitet sich offensichtlich mental auf die bevorstehende Aufgabe vor. Die Anwesenden setzen ihre Kopfhörer auf und los geht's. Zeitgleich übersetzt Annette hoch konzentriert die Vorträge der französischen und der deutschen Delegationen. Nach etwa fünfunddreißig Minuten drückt sie den Aus-Knopf und lässt sich rücklings in den Stuhl fallen. Immer noch wage ich es nicht, sie anzusprechen. Im Sitzungssaal scheint es eine kleine Unterbrechung zugeben, denn die Teilnehmer stehen von ihren Sitzplätzen auf und bilden Gesprächsgruppen.

Nach einer Weile nehmen alle ihre Plätze wieder ein und die zweite Runde beginnt. Nach einer guten Stunde ist die Sitzung zu Ende. Annette legt ihr Headset ab und bläst alle Luft aus ihren Lungen.

„Das ist sehr anstrengend“, sagt sie, und ich spüre förmlich den Druck, der sich von ihr löst.

„Wer hier sitzt, darf sich keine Fehler erlauben, denn das könnte zu Missverständnissen oder gar Zerwürfnissen führen. Hier brauchst Du volle Konzentration. Eine gute halbe Stunde am Stück ist für mich schon sehr lange. Es gibt Kollegen und Kolleginnen, die machen das stundenlang. Die übersetzen allerdings auch täglich bei solchen Tagungen. Ich springe nur ab und zu ein.“

„Das alles ist total interessant“, sage ich „und, ich würde Dich jetzt gerne mit Fragen löchern, aber es wird Zeit für mich. Wir sehen uns heute Nachmittag.“

Höchst beeindruckt verlasse ich die Kabine. Ich weiß nicht mehr genau, wie man von hier aus in den HR-Bereich

gelangt und schaue deshalb auf den Plan, der auf jeder Etage angebracht ist. Mit dem Puls einer Opernsängerin kurz vor ihrem ersten Auftritt klopfte ich an die Tür des Personalsekretariats.

„Bonjour Madame Duval. Lea Reuter. Monsieur Claudius erwartet mich“, sage ich gleich und bemühe mich, möglichst ruhig zu wirken.

„Aber ja“, antwortet sie fast fröhlich und reicht mir die Hand.

Beschwingt nimmt sie den Hörer von der Gabel und schaut mit leuchtenden Augen zu mir herüber. „Mademoiselle Reuter ist hier. Ich bringe sie rüber.“ Doch, als habe man ihr das Wort abgeschnitten, stockt sie schlagartig, während sich ihre Mine versteinert und nur ein leises „Ja in Ordnung“, ihrem Mund entweicht.

Wenige Sekunden später holt mich Monsieur Claudius höchst persönlich ab. Madame Duval verdunkelt ihren Blick, sodass ihre Zornesfalte tiefe Furchen in ihr hübsches Gesicht zieht. Befindlichkeiten anderer können mich in diesem Augenblick mal. Es braucht meine ganze Konzentration, möglichst natürlich und unaufgeregzt zu wirken. Mit ausgestreckter Hand kommt Monsieur Claudius auf mich zu.

„Wie schön, Sie zu sehen. Folgen Sie mir. Mein Büro ist gleich um die Ecke.“

Monsieur Claudius geht vor und ich schreite hinter ihm her.

„Schreite immer dann, wenn Du wirken möchtest.“ Wieder so eine Oma-Weisheit. Und jetzt möchte ich wirken.

„Nehmen Sie in diesem Sessel hier Platz“, sagt Monsieur Claudius und setzt sich in den gegenüberstehenden Fauteuil.

„Wie hat Ihnen ihr erstes Praktikum bei uns gefallen?“

Ich setze mich vorne auf die Sesselkante, denn durch sein Interesse fühle ich mich geehrt. „Es war höchst interessant“,

sage ich. „In der kurzen Zeit habe ich natürlich nur an der Oberfläche gekratzt, aber ich habe einen ersten Eindruck erhalten.“

„Und wie war der?“

„Ich muss gestehen, dass ich mir das alles viel einfacher vorgestellt hatte und nun weiß, wie kompliziert es ist, mehrere Länder und Interessen unter einen Hut zu bringen. Es wäre leichter, wenn die sozialen und marktwirtschaftlichen Bedingungen in den Ländern gleich wären.“

Monsieur Claudius Blick ist ernst und nachdenklich.

„In der Tat, das wird die schwierigste Aufgabe der nächsten Jahre sein. Das wird noch eine Menge Geduld und Klugheit brauchen.“ Er schweigt, schaut aus dem Fenster und dann wieder mich an.

„Ich staune, dass Sie in Ihrem Alter und in der kurzen Zeit bereits solche Schlüsse ziehen. Sie müssen sich ja sehr ernsthaft mit dem Thema auseinandergesetzt haben.“

„Wie gesagt“ antworte ich, „es ist nur mein erster Eindruck.“

Monsieur Claudius wird wieder ganz still und eine unerklärliche Unbehaglichkeit überfällt mich. Ich halte diese Stille nicht aus und wechsele rasch das Thema, so als sei ich für ein unterhaltsames, gelungenes Gespräch verantwortlich und dafür, dass Alain mich in guter Erinnerung behält.

„Gerade komme ich von einer Simultanübersetzung. Das war auch äußerst interessant und wie ich glaube, sehr anstrengend.“

Monsieur Claudius lehnt sich zurück. „Ja, hier im Hause finden natürlich die Sprachen der einzelnen Mitgliedsstaaten Anwendung. Englisch hat sich als Einheitssprache bei Konferenzen und Besprechungen etabliert, dennoch haben wir Sorge dafür zu tragen, dass jedes Land sich hier zu Hause fühlt

und deshalb werden Sie hier auch französisch oder flämisch bzw. holländisch und italienisch hören.“

„Englisch lerne ich zwar in der Schule, aber am einfachsten erlernt man eine Sprache, indem man sie spricht“, sage ich aus Erfahrung.

„Gehen Sie doch für ein paar Wochen nach England“, schlägt er vor, wie wenn das selbstverständlich wäre.

„Das geht leider nicht“, antworte ich rasch und möchte keine weitere Erklärung abgeben. Doch er lässt das so nicht stehen.

„Wieso nicht?“

Die unbehagliche Situation kommt mir bekannt vor.

„Sie könnten doch bereits im August für fünf Wochen als Au Pair nach England gehen. Ein solcher Sprachaufenthalt ist durchaus während Ihrer Ausbildung möglich. Sie wären in einer Gastfamilie untergebracht, würden täglich eine Sprachenschule besuchen und müssten ein wenig bei Ihren Gasteltern im Haushalt oder den Kindern helfen. Die Gastfamilie zahlt Ihnen dafür sogar eine Art Taschengeld, das von der Anzahl der Arbeitsstunden und dem Au-Pair-Programm in London abhängt. Wenn Sie möchten, besorgen wir Ihnen einen Platz.“

„Das würden Sie für mich organisieren?“, frage ich ungläubig.

Spontan stimme ich zu, noch ohne vorher meine Eltern um Erlaubnis zu fragen und ohne lange nachzudenken. Der Vorschlag erscheint mir einfach zu verlockend. Und Oma Gertrud wird ganz sicher das Fahrgeld beisteuern.

„Warten Sie.“, sagt er, „Das regeln wir sofort.“

Er lächelt vor sich hin und nimmt den Hörer ab. „Kommen Sie doch bitte kurz herein.“

„Madame Duval tritt mit ernster, ja etwas verärgelter Mine ins Zimmer. „Es hat ihr nicht gepasst, dass Monsieur Claudius

mich selbst abgeholt hat“, denke ich unweigerlich.

„Mademoiselle Reuter möchte ihre Englischkenntnisse verbessern und noch im August insgesamt für fünf Wochen als Au-Pair nach London gehen. Bitte kümmern Sie sich darum.“

Mit dieser kurzen Anweisung ist unser Gespräch augenblicklich beendet. Er steht auf und schüttelt mir freudig die Hand. Ich empfinde Traurigkeit und Verlust, als ich sein Büro verlasse.

„Kommen Sie bitte mit“, fordert mich Madame Duval auf und führt mich in einen verhältnismäßig kleinen Raum hinter dem Empfang. Dort holt sie ein Formular aus einer Schublade, füllt es mit mir aus, setzt einen Stempel darauf und unterschreibt es.

„Geben Sie bitte dieses Formular Ihren Eltern. Schicken Sie es mir, von Ihrem Vater unterzeichnet, so rasch wie möglich zurück und verwenden Sie dafür diesen Freiumsschlag. Die Post kommt dann direkt auf meinen Tisch. Dieser Sprachaufenthalt wird sich in den September hineinziehen. Ich werde sofort alles organisieren, sodass der Termin in den nächsten Tagen feststeht. Hierüber werde ich dann Ihre Schulleitung schriftlich informieren.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll“, sage ich. „Das ist sehr lieb von Ihnen, mir zu helfen. Sind alle hier so hilfsbereit?“ Ich erwarte eine freundliche Floskel, dass das selbstverständlich ist oder sie das gerne macht. Aber Madame Duval lächelt mich nur freundlich und doch zurückhaltend an, so wie es ihr Job verlangt. Kein persönliches Wort, kein Tipp, nichts. Niemals, das spüre ich, würde ich es mit all meinen Rhetorikkünsten schaffen, dieser zierlichen Person eine Indiskretion zu entlocken. Sie ist Profi, so einer, wie ich es noch werden muss. Auch diese Erfahrung nehme ich aus meinem Praktikum mit.

Nun ist die Zeit des Abschieds gekommen. Auf dem Weg

zurück in Annettes Büro mache ich einen Schlenker und lasse mich bei Monsieur Lagarde anmelden, der erfreulicherweise gerade in seinem Büro ist.

„Ich möchte mich kurz bei Ihnen abmelden“, sage ich. „Meine Zeit hier ist vorerst beendet.“

Monsieur Lagarde strahlt mich an, erhebt sich von seinem Stuhl und reicht mir über den Schreibtisch die Hand.

„Ich habe gehört, Sie haben sich hier gut zurechtgefunden und dass Sie etwas anderes erwartet hatten. Ich habe gerade eben mit Annette telefoniert.“

Seine natürliche Freundlichkeit entspannt mich. „Ja, es hat mir sehr gut gefallen und ich habe vieles erfahren.“

Dabei denke ich unwillkürlich an die Gerüchte und die Informationen, die Annette mir auch bezüglich Monsieur Lagarde im Vertrauen weitergegeben hat.

„Annette war großartig. Sie hat mich in alles eingeweiht und war immer für mich da. Ich bin ihr sehr dankbar.“

„Und, wie geht es nun mit Ihnen weiter?“

„Mein nächstes Praktikum ist für Mitte Dezember bis Mitte Januar des nächsten Jahres bei DG HR vorgesehen.“

Von dem bevorstehenden Au-Pair-Aufenthalt in England erzähle ich lieber noch nichts.

„Dann wünsche ich Ihnen weiterhin alles Gute und würde mich freuen, wenn Sie Ende des Jahres noch einmal Hallo sagen.“

Ich verabschiede mich brav und eile nun zu Annette. Sie ist nicht im Büro. Ich nutze die Zeit, um meine Sachen zusammenzusuchen und einen Kaffee aufzubrühen. Zwischenzeitlich ist es 13.10 Uhr. Um 14.20 Uhr geht mein Zug. Ich werde auf jeden Fall auf Annette warten und richte

mich innerlich schon darauf ein, einen späteren Zug zu nehmen, als die Türe aufgeht und Annette mit zwei Törtchen auf einem Tablett eintritt.

„Ich weiß, Dein Zug geht gleich. Aber ich wollte noch unbedingt einen Kaffee mit Dir trinken.“

„Der ist schon fertig“, sage ich fröhlich, denn ich bin dankbar, mich noch rechtzeitig von Annette verabschieden zu können.

Es ist Redebedarf in meinem Gepäck, als ich im Zug sitze. Vom Bahnhof aus rufe ich zu Hause an und Mutter geht gleich ans Telefon.

„Hallo, ich bin´s“ rufe ich freudig in den Hörer.

„Hallo Lea, meine Kleine. Wann wirst Du zu Hause sein?“

Es liegt Frohlocken in ihrer Stimme, und meine Kleine hat sie noch nie zu mir gesagt. Ihre Euphorie irritiert und erstaunt mich. Was ist während meiner Abwesenheit geschehen? So kenne ich sie nicht.

„Mein Bus fährt in fünf Minuten ab und dann werde ich wohl so gegen 18.00 Uhr zu Hause sein.“

„Wir freuen uns ja so. Oma ist auch hier und wir haben zur Feier des Tages etwas ganz Besonderes vorbereitet.“

„Zur Feier des Tages. Habe ich da etwas verpasst?“

„Du warst immerhin vier Wochen weg und das auch noch zum ersten Mal. Wir haben Dich vermisst.“

Ich steige in den überfüllten Bus und muss erst einmal stehen. „Was mag passiert sein, dass Mutter so aufgedreht ist“, denke ich.

„Hat sie sich von ihrem dunklen Geheimnis befreit? Wird sie mir davon erzählen? Hat sie im Lotto gewonnen?“ Ich habe keine Ahnung. Doch was immer auch der Grund für ihre gute

Laune ist, ich freue mich auf zu Hause. Doch es ist nicht nur ihre positive Stimmung. Es ist zu wissen, bald wieder in vertrauter Umgebung zu sein, Menschen um mich zu haben, die ich kenne und die mich kennen. Ich freue mich auf mein Zimmer mit den vielen ganz persönlichen Dingen, die mir so wichtig sind. Zu Hause ist doch besonders. Nie war mir das so klar wie jetzt. Was hat Oma mir vor Kurzem noch gesagt: „Obwohl mich mit Paris eine so intensive Liebe verbindet, möchte ich diesen kleinen Ort hier nicht verlassen, weil ich hier zu Hause bin, weil Ihr hier seid.“

Jetzt fühle ich es auch.

Bereits eine Haltestelle vorher verlasse ich meinen Platz und stelle mich ungeduldig an die Falttür des Busses. Ich bin die Erste, die aus dem Bus springt, als er anhält und laufe nach Hause, obwohl die Sonne auch jetzt noch kräftig und heiß auf mich herab scheint. Vor unserem kleinen Haus stehen Vater, Mutter, Oma, Ute und sogar Familie Meyer. Es sieht aus wie in einem Film, in dem die Bediensteten auf ihre Herrschaft warten. Was für ein Gefühl! Mutter ist die Erste, die sich aus dem Pulk löst und mit offenen Armen und einem breiten Lächeln auf mich zu kommt.

„Hallo, mein Schatz. Wie schön, dass Du wieder zu Hause bist“, flüstert sie leise. Dabei fühle ich, wie eine nasse Träne mein Ohr berührt. Ich lasse Tasche und Jacke fallen und erwidere ihre Umarmung, die sich wie ein flauschiger Schal über meine Seele legt. Oma hat sich in Schale geschmissen. Zu ihrem luftigen Sommerkleid trägt sie das Haar hochgesteckt. Auch bei dieser Hitze ist sie leicht geschminkt und die einzige, deren Gesicht nicht wie eine Speckschwarte glänzt.

„Sei herzlich willkommen, Du Weltenbummlerin. Hast Du Brüssel unsicher gemacht?“, sagt sie und reißt mich in ihre Arme. Sie nimmt meinen Kopf in beide Hände und drückt mir gefühlte zehn Küsse aufs Gesicht. Ute steht ungeduldig als

Nächste vor mir. Auch sie nimmt mich fest in ihre Arme. „Du musst mir später alles ganz genau erzählen“, sagt sie über die Schulter.

Vater lässt noch die Meyers vor und ist der Letzte in der Begrüßungsrunde. Er hält meine beiden Schultern und schaut mich freudig an: „Du warst tatsächlich in Brüssel. Ich fasse es nicht. Ich bin so stolz auf Dich.“

Da war es! Er hat es gesagt! Nicht umschrieben, nicht genuschelt, nicht undeutlich, nein, er hat es laut und deutlich gesagt: „Ich bin so stolz auf Dich.“ Das ist mehr, als ich verkraften kann. Ich setze an, ihn zu umarmen, doch er hält mich mit seinen starken Armen auf Distanz. Von einer Sekunde zur anderen versteift sich mein Hals und mein Nacken fängt an zu jucken. Irritiert schaue ich ihn an, doch er weicht meinem Blick aus.

„Los jetzt. Kommt alle rein. Das Buffet ist eröffnet“, ruft Oma Gertrud.

Ein Buffet hat es bei uns noch nie gegeben, und die Meyers von nebenan werden sicher insgeheim lästern: „Da wurde im Stehen gegessen.“

Mein Glück scheint in diesem Augenblick einerseits grenzenlos, unerreicht, unwirklich, andererseits hat Vater mich zurückgewiesen. Mein Herz ist dennoch zufrieden, erfüllt von Wärme und bisher nicht gekannter Freude.

Vater öffnet eine Flasche Sekt „zur Feier des Tages“, wie er sagt und gießt mein Glas so voll wie die der anderen. Oma flüstert mir lächelnd ins Ohr: „Discountersekt.“ Wenn mir jetzt jemand eine Zigarette anbieten würde, wäre ich nicht überrascht. Ich fühle mich erwachsen.

Alle wollen wissen, wie es in Brüssel war, was und wie ich es erlebt habe. Deshalb beschließe ich, nachdem das Buffet ratzeputz leer gefuttert ist, mit einer Gabel an mein Glas zu klopfen. Alle sollen von meinen Eindrücken, dem Leben in

unserer Hauptstadt und den Menschen, die ich kennengelernt habe, erfahren. Natürlich verrate ich nichts von Indiskretionen und Rangeleien.

Abschließend muss ich noch etwas loswerden, das wohl alle interessiert: „Wenn ich es schaffe, werde ich irgendwann von hier weggehen müssen. Aber heute Abend habt Ihr mir gezeigt, dass ich hier zu Hause bin. Ich werde immer wieder hierher zurückkehren, selbstverständlich jedes Mal einen solchen Empfang erwarten und mich jedes Mal freuen. Denn Ihr seid hier.“

Frau Meyer holt ihr umhäckeltes Taschentuch aus ihrer Handtasche mit dem Knippverschluss und wischt sich verstoßen eine Träne von der Wange.

Nachdem wir aufgeräumt und noch den letzten Rest aus der dritten Flasche Sekt des Abends getrunken haben, verabschiede ich mich gestenreich von allen und gehe in mein Zimmer. Es fühlt sich an, als ob ich schwebe. Ich kann es immer noch nicht fassen, was heute Abend geschehen ist. So habe ich meine Familie noch nie zusammen erlebt.

Seit ich in Brüssel quasi ein und aus gehe, stellen meine Eltern sich bei weiteren Ausbildungsplänen nicht mehr in den Weg. Sie scheinen beeindruckt und haben so auch dieser Au-Pair-Zeit in London zugestimmt. Das von Vater unterzeichnete Formular schicke ich sofort nach Brüssel und erhalte bereits wenige Tage später die Zusage.

Aus Leas Zeit in London

„Komm doch einen Augenblick ins Wohnzimmer“ sagt Mrs. Sanders. „Erzähl mir, wen hast Du kennengelernt?“ Ihre Fürsorge berührt mich so sehr, dass ich mich schlagartig als Teil dieser Familie fühle. Ich setze mich an den großen

Esstisch gegenüber Mrs. Sanders und überlege kurz, wie ich aus dieser nicht vollständigen Aussage wieder rauskomme. Doch ich entscheide mich, ihr alles zu erzählen.

„Chloé hat mir ihre Freundin Emily und ihren Bruder George vorgestellt und durch ihn habe ich weitere junge Leute im Pub kennengelernt, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe.“ Und damit bin ich wieder bei der ganzen Wahrheit.

„Chloé möchte am Samstag ihren 18. Geburtstag feiern und hat mich eingeladen. Erlauben Sie mir, dort hin zu gehen?“, frage ich zögerlich.

Mrs. Sanders schaut mich verwundert und freudig an. „Aber ja. Wo wohnt Deine Freundin denn?“

„Sie wohnt im Stadtteil Belgravia. Ich weiß allerdings nicht, wo das ist.“

Mrs. Sanders hebt das Kinn und weitet ihre Augen. „Das ist eine sehr noble Gegend. Wir werden Dich hinfahren und auch wieder abholen. Ist das in Ordnung?“

„Oh ja, das ist total in Ordnung“, sage ich und in meiner Stimme spiegelt sich reine Freude. Es ist die Freude über die Zusage, die Freude auf die Party, aber vor allem die Freude, George wiederzusehen.

„Da brauchst Du aber noch etwas Passendes zum Anziehen“, sagt sie plötzlich.

Innerlich bricht meine Freude. „Natürlich, es soll ja eine elegante Party werden.“, sage ich fast hysterisch. „Und dann auch noch in einem Nobelviertel. Ich habe nichts Passendes zum Anziehen. Ich werde absagen.“

Doch Mrs. Sanders denkt nach: „Warte mal, ich komme gleich wieder“, sagt sie, geht in ihr Schlafzimmer und kommt mit einem gelben, schlichten Cocktailkleid aus leicht glänzendem Stoff zurück.

„Das ist Seide“, sagt sie. Dabei streicht sie behutsam mit ihrer Hand über das Kleid. „Zieh es mal über.“

Ich weiß nicht, was ich sagen soll und schaue sie an wie ein Kind, das vor Begeisterung seine Nase an das Fenster einer Tierhandlung drückt.

„Aber das kann ich doch nicht annehmen.“ Mein Mund spricht aus, was mein Kopf in diesem Augenblick denkt.

„Du wirst es ja auch nur ausleihen“, erwidert Mrs. Sanders. „Also ziehe es einmal an.“

Rasch husche ich ins Bad und schlüpfe in das tolle Cocktailkleid. Ich schaue in den Spiegel. Es passt wie angegossen und es sieht wunderschön aus. Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume und gehe vorsichtig ins Wohnzimmer.

Als Mrs. Sanders mich sieht, steht sie von der Couch auf und ihre Augen werden glasisch.

„Das ist das Kleid, das ich trug, als ich meinen Mann kennenlernte. Mir passt es nicht mehr, aber wegwerfen kann ich es nicht. Es hängen zu viele schöne Erinnerungen an diesen Abend. Du sollst auch einen tollen Abend haben und Dich wohlfühlen. Das Kleid steht Dir fabelhaft. Fehlen nur noch die Schuhe. Leider haben wir nicht die gleiche Schuhgröße. Morgen fahren wir in einen kleinen Außenbezirk. Da kann man günstig einkaufen. Wir werden sicher etwas Passendes finden.“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll?“, flüstere ich ungläubig.

„Du bist fleißig und wir mögen Dich alle hier. Ich habe das Gefühl, dass mein Kleid Dir Glück bringen wird.“

Am Abend von Chloés Geburtstag fühle ich mich wie eine Prinzessin. Mr. Sanders hat das Auto waschen lassen, fährt vor und öffnet zuerst seiner Frau und dann mir die Autotür. So

etwas habe ich noch nie erlebt. Aber auch an eine solche Aufmerksamkeit kann ich mich nicht erinnern. Das Auto hält an einem großzügigen, cremefarbenen Reiheneckhaus mit säulengestützten Dreiecksgiebeln am Eingangsbereich. Mr. Sanders öffnet meine Tür wie ein perfekter Gentleman, bringt mich an die Haustüre und läutet. Mein Herz pocht so laut, dass ich denke, jeder in meiner Nähe könne es hören. Die Tür öffnet sich und vor mir steht George in einem hellgrauen Anzug, hellblauem Hemd und passender Krawatte. Ich erkenne ihn fast nicht wieder. Er sieht anders, aber auch in diesem Outfit, umwerfend aus.

„Hallo Lea“, sagt er und schaut neugierig über Mr. Sanders Schulter zu mir herüber.

„Guten Tag Mr. Sanders. Ich bin George, der Bruder des Geburtstagskindes.“

Mr. Sanders reicht George energisch die Hand. Dabei denke ich an seinen etwas zu festen Händedruck bei meiner Ankunft.

„Guten Tag George. Passen Sie gut auf unsere Lea auf. Ich bin um 01.00 Uhr wieder hier und hole sie ab.“

Mr. Sanders verabschiedet sich und steigt zu seiner Frau ins Auto. Kurz winke ich ihnen noch nach, dann nimmt George meine Hand und führt mich zu Chloé.

„Du siehst hinreißend aus“, sagt er voller Überzeugung.

„Danke, das ist sehr lieb von Dir.“ Ich spüre, wie Schamröte mir ins Gesicht hochsteigt.

„Da bist Du ja“, ruft Chloé und kommt direkt auf mich zu. „Lass Dich umarmen.“

„Wow“, flüstere ich ihr leise zu. „Du siehst ja gigantisch aus.“ Sie trägt ein grasgrünes, enges Cocktailkleid mit halsfermem Schalkragen, den eine in Gold glatt eingefasste Smaragdbrosche schmückt. Die Kombination passt perfekt

zu ihren roten Haaren. Chloé fährt schüchtern mit einer Hand durch ihren wunderschönen Lockenkopf und sieht glücklich an sich herunter. Das Etuikleid betont ihre schlanke Figur und die High Heels strecken ihre Beine. Ich stehe eine Weile da und staune, bis sie mich aus Georges Hand löst und mich zu ihren Eltern führt.

„Seht nur, das ist meine neue Freundin Lea aus Belgien“, sagt sie und strahlt wie eine Sonne.

Zuerst reicht Chloés Mutter mir die Hand: „Schön, dass wir sie nunendlich einmal kennenlernen. Chloé hat in den letzten Tagen immer wieder von Ihnen erzählt, sodass wir uns freuen, Sie hier zu begrüßen.“

„Sie müssen eine außergewöhnliche junge Frau sein“, schließt sich Chloés Vater an. „Alleine als Au-Pair in England, um unsere Sprache zu erlernen und das mit siebzehn. Respekt. Wir freuen uns, dass Sie heute hier sind. Haben Sie einen schönen Abend.“

Der Anblick eines solch luxuriösen Hauses verschlägt mir die Sprache. Es ist sehr groß, hat hohe Stuckdecken, Fenster, die vom Boden bis fast zur Decke reichen und einen Rieserbalkon, umsäumt mit prächtigen Blumenkübeln. Alles ist aufwendig und geschmackvoll, mehr als dem Anlass entsprechend dekoriert.

Chloé legt ihren Arm um meine Schultern und geht mit mir auf die Terrasse, während sie links und rechts weitere Gäste begrüßt. „Und das hier ist mein Onkel Jack“, sagt sie, als wir auf einen gutaussehenden, perfekt gestylten, geschätzt Fünfzigjährigen zugehen, der sich angeregt mit einem jungen Mann mit rotblondem Haar unterhält. „Und das hier ist Walther“, erwähnt Chloé nur nebenbei. Walter trägt unter seinem beigen Jackett und einem braunen Hemd einen beigen Pullunder. Er ist etwas rundlich und sein Gesicht wirkt, als habe ein Zahnarzt ihm gerade den gesamten Kiefer betäubt.

„Hey Onkel Jack, darf ich Dir meine neue Freundin Lea Reuter

aus Belgien vorstellen?“

Jack dreht sich um und begrüßt mich mit einem vollendeten Handkuss. „Was für eine hübsche Überraschung“, sagt er langsam und akzentuiert. Eigentlich müsste ich diese Begrüßung als Kompliment verstehen, doch die Art, wie er es sagt, missfällt mir. Ich weiß nicht warum, aber aus diesem Mund und mit dieser Mimik hat es etwas Anzügliches. Und die Art, wie er mich dabei ansieht, gibt mir das Gefühl, einen zu kurzen Rock zu tragen und zu stark geschminkt zu sein. Mein Nacken juckt und ich muss mich beherrschen, mich nicht zu kratzen.

„Was darf ich Ihnen denn zu trinken holen?“, fragt er hinterhältig. Ich schaue mich hilfeschend nach Chloé um, doch sie ist zwischenzeitlich von anderen Gästen angesprochen worden.

„Vielleicht später“, antworte ich hoch erhobenen Hauptes, ein wenig abschätzig und sehe mich demonstrativ um. Erleichtert entdecke ich Emily unter den Gästen. Im Vorbeigehen kneife ich Chloé leicht am Arm. „Ich gehe rüber zu Emily.“

Onkel Jack schaut pikiert, hebt sein spitzes Kinn und für eine Millisekunde möchte ich mich schuldig fühlen, doch stattdessen empfinde ich Triumph.

„Ich komme mit“, antwortet Chloé. „Sie unterhält sich gerade mit ein paar unserer Kommilitonen.“

Emily hat ihren blonden Schopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie trägt ein pinkfarbenes Cocktailkleid mit passenden Accessoires. Als sie mich sieht, kommt sie einen Schritt auf mich zu: „Lass Dich umarmen.“ Ich stelle Dich meiner Runde vor.“ Alle begrüßen mich freundlich und ich höre zu, wie sie allen erzählt, wie wir uns kennengelernt haben, bis George hinter mir auftaucht.

„Ich muss sie Euch kurz entführen“, sagt er und nimmt

meinen Arm. „Wir haben noch nicht miteinander angestoßen.“

George führt mich ins Haus. „Es ist ein rauschendes Fest, so wie es offensichtlich nur bei sehr reichen Leuten gefeiert wird“, denke ich. Dennoch fühle ich mich wohl, denn alle wirken natürlich und entspannt. In Gedanken versunken, höre ich George hinter mir sagen:

„Gefällt es Dir?“

„Ob es mir gefällt? Es ist unglaublich!“

„Feiert Ihr denn nicht den achtzehnten Geburtstag als besonderes Event?“ Diese Frage zeigt mir, dass er völlig ahnungslos ist und nicht weiß, aus welchen Verhältnissen ich komme. „Das werde ich sofort ändern“, denke ich und kläre ihn auf.

„Wir feiern das auch, aber weitaus einfacher.“ Noch ehe ich weiter erzählen kann, nimmt George meine Hand und geleitet mich durch den prächtigen Garten zu einer Bank, etwas abseits des Trubels.

„Ich komme aus völlig anderen, einfachen Verhältnissen“, fahre ich fort. „Meine Eltern haben nicht einmal ein eigenes Haus. Ich weiß nicht, was Dein Vater beruflich macht, mein Vater ist jedenfalls einfacher Fabrikarbeiter. Und meine Mutter arbeitet in Heimarbeit, um die Haushaltskasse aufzubessern.“

George wird still und sieht mich jetzt ernst an. „Weißt Du Lea, wir haben eine große Familie und lernen eine Menge Leute kennen. Viele Gäste kommen in dieses Haus und nicht alle sind ehrlich und zuverlässig. Deshalb schätze ich Deine Offenheit und Ehrlichkeit als etwas sehr Wertvolles. Nicht, was Du hast ist es, was Dich ausmacht, sondern das, was Du bist.“

Ja, jetzt war ich ehrlich. Ich fühle mich gut. Ich muss mich nicht meiner Herkunft schämen. „Wir sind zwar nicht reich, aber ich komme aus einem gutem Hause“, denke ich stolz. Wie oft habe

ich diesen Spruch meiner Mutter belächelt. Doch George hat es auf den Punkt gebracht: „...Was Du bist, macht Dich aus.“

Mein Selbstbewusstsein meldet sich: „Du weißt, wer Du bist und wer Du nicht bist, weißt, was Du kannst und nicht kannst. Du hast fleißige und rechtschaffene Eltern, eine liebe Oma, eine gute Ausbildung, weißt, was sich gehört und bemüht Dich, nicht zu lügen.“

Ich möchte jetzt kurz alleine sein und einmal tief Luft holen. „Zeigst Du mir bitte, wo ich die Toilette finde?“, frage ich George.

„Aber natürlich. Komm, ich gehe vor.“ Er führt mich quer über den mit viel Liebe angelegten Garten, die breite, geschwungene Treppe hoch zur großen, halbrunden Terrasse, die mit weißlackiertem Schmiedeeisen eingefasst ist. Wir gehen weiter durch das atemberaubende Wohnzimmer in den großen, runden Flur, von dem aus man in verschiedene Räume gelangt. Eine breite Treppe führt in die obere Etage.

„Dort hinten“, will George gerade sagen, doch vor der Gästetoilette warten bereits einige Leute. So nimmt er meine Hand und führt mich zur Treppe.

„Du musst nicht warten“, sagt er. „Du kannst gerne unser Bad benutzen. Wenn Du die Treppe hochgehst, ist es die dritte Tür links. Ich warte draußen auf Dich.“

„Er kümmert sich rührend um mich“, denke ich, während ich hochgehe. Die Erklärung war eindeutig, sodass ich das Bad auf Anhieb finde. Als ich die Tür öffne, staune ich nicht schlecht. Das gleiche tolle Bad wie Omas; schwarz-weiß mit einer gläsernen Duschtrennung. Doch hier ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Hier sind die Armaturen noch aufwendiger und der Raum deutlich größer. Im Nebenzimmer wird heftig gestritten. Es fallen Gegenstände zu Boden. Dann knallt eine Tür und Emily stürzt zerzaust mit offenem Kleid ins

Bad. Ihr Make-up ist verschmiert und ihre Augen zeigen Wut und Ohnmacht.

„Was um alles in der Welt ist mit Dir passiert?“, will ich wissen, während ich die Tür von innen abschließe. „Komm, setz Dich erst einmal.“

Sie lässt sich auf die wertvolle Klobrille fallen und beginnt bitterlich an zu weinen. „Soll sie. Jetzt muss erst einmal alles raus“, denke ich. Ich gebe ihr Zeit, sich zu beruhigen, fülle das Waschbecken mit lauwarmem Wasser, hebe ihr Kinn an und tupfe ihr Gesicht mit einem weichen Tuch vorsichtig sauber. Nachdem ich es mit Mrs. Harris Tagespflege eingecremt habe, setze ich mich auf die Kante der Badewanne. Emily scheint sich zu beruhigen. „Nun erzähl mal. Was ist geschehen?“

Lea fordert Loyalität ein

Als ich im Bademantel am hübsch gedeckten Tisch sitze und meinen Kakao trinke, bemerke ich, dass Oma Gertrud mich eingehend mustert.

„Also, was ist los? Was ist in England geschehen, das Dich so traurig macht? Oder soll ich fragen, wen hast Du kennengelernt, der Dich so unglücklich macht? Oder hat Dich jemand so glücklich gemacht, dass Du jetzt unglücklich bist, nicht bei ihm zu sein?“

Und da ist es wieder. Jetzt weiß ich genau, was meine Gefühle belastet.

„Weißt Du, in dieser Familie hat jeder seine Geheimnisse. Mir ist in England so einiges über Familie, über Vertrauen, über Verständnis und Toleranz klar geworden. Von mir erwartet Ihr Loyalität, Offenheit und Verständnis. Das fordere ich nun von meiner Familie. Da Du diejenige in dieser Familie bist, der ich

es am ehesten zutraue, die Karten auf den Tisch zu legen, frage ich Dich. Was ist mit Opa passiert, dass er sein Leben für sich, für Dich, für mich und für meine Eltern so grundlegend verändert hat? Weshalb war er so abweisend zu mir und zu meinen Eltern? Was ist geschehen? Ich verlange jetzt Antworten auf meine Fragen.“

Gertrud schweigt, atmet tief, scheint einen inneren Kampf zu führen.

„Das kommt jetzt alles zu plötzlich“, sagt sie schließlich und windet ihre Hände in ihrem Schoß. „Das ist nicht der richtige Zeitpunkt.“

„Weißt Du was? Ich kann diesen Satz nicht mehr hören“, erwidere ich und bemerke, dass ich mich deutlich im Ton vergreife. „Was um alles in der Welt kann denn so schlimm sein, dass ein richtiger Zeitpunkt gefunden werden muss? Und wann ist er endlich gefunden? Ich erwarte jetzt eine Antwort. Denn ich bin offensichtlich die Einzige in dieser tollen Familie, die im Unklaren über das ist, für das ein richtiger Zeitpunkt gefunden werden muss. Schließlich betrifft das auch mich.“

Gertrud läuft rot an. Ich vermag nicht zu erkennen, ob es Scham, Wut oder Ausweglosigkeit ist, und es ist mir auch egal. Ich will jetzt endlich wissen, was hier los ist.

„Geh bitte ins Bad und ziehe Dich an. Es wird ein längeres Gespräch werden und ich brauche ein paar Minuten, mich zu sammeln“, sagt sie mit fester, ernster Stimme, die ich so an ihr nicht kenne.

Ich habe Angst vor dem, was jetzt kommt und eine innere Stimme fragt mich: „Lea, willst Du das wirklich wissen? Wäre es nicht besser, alles beim Alten zu lassen? Was, wenn Du mit dem Ergebnis nicht klarkommst? Was, wenn es Dich unglücklich macht?“



Lena Demeul ist das Pseudonym unter dem ich schreibe. Mein Geburtsname lautet Margot Demeulenaere.

Ich bin im Osten Belgiens geboren, dort aufgewachsen und habe eine kaufmännische, rein schulische Ausbildung absolviert. Danach arbeitete ich in Deutschland. Hier entwickelte ich mich weiter und war nach zahlreichen Fortbildungsmaßnahmen zuletzt 23 Jahre selbstständig als Private Arbeitsvermittlerin für Fach- und Führungskräfte, Bewerbungcoach, Leiterin diverser Marketingprojekte sowie Referentin für Kommunikationsseminare.

All das war aufregend, interessant und abwechslungsreich. Und damit das so bleibt, habe ich nun meinen großen Wunsch zu schreiben verwirklicht. Zur Vorbereitung auf das Debüt als Romanautorin belegte ich drei Jahre einen Studiengang in Belletristik und veröffentlichte mit

Leichtfüßig geht nur mit aller Kraft

mein Erstlingswerk.